

Literatur

Heiraten will gekonnt sein

Der vierte Roman von Johannes Muggenthaler wäre ein Fall für den Lektor gewesen, der die Arbeit aber leider verweigerte. So leidet „Die letzte Trauung“ vor allem unter Redundanz.

Der Anfang von Johannes Muggenthalers viertem Roman ist wahrhaft herzerhebend: Da richtet der Autor auf formvollendete Weise in einem Münchner Ständesamt ein komplettes Chaos an. Marko Windberg, den ein Sportunfall um eine große Karriere als Fußballer gebracht hat, arbeitet seit zehn Jahren als kleiner Angestellter im Ständesamt. Er öffnet den Hochzeitsgesellschaften die Tür, ordnet die äußeren Abläufe der Eheschließungen und räumt auf: Tag für Tag im genau durchgeplanten Studententakt. Bis eines Tages ein Kurzschluss dafür sorgt, dass die „Stunde der Anarchie“ anbricht. Die heiratswilligen Paare samt jeweiligem Anhang stauen sich im Trausaal, die schüchterne Ständesamtsbeamtin flieht in Panik durch eine Nebentür, der für die Musik zuständige Herr Epple übernimmt das Regiment und sorgt für vollkommene Verwirrung. Marko macht sich schließlich davon. Herrlicher Slapstick, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Dann aber wird es mühsam, und der Roman verliert merklich an Fahrt, weil er sich in Episoden auflöst. Marko trifft seinen alten Schulfreund Fritz Böck, der mittlerweile beim Gesundheitsamt arbeitet. Der erpresst den Besitzer eines Luxusrestaurants mit einem albernem Schülerstreich – er schüttet Heuschreckenlarven in eine Mehlschublade – und verschafft den beiden damit die nötigen Mittel für einen Besuch der Wies'n. Danach vergisst der Erzähler, was sich leicht verschmerzen lässt, Böck für immer und lässt Marko stattdessen im Dschungel der Festzelle einen weiteren alten Schulfreund treffen, den Kleinkriminellen und Dorfgrigolo Iwan Raupach, was allerdings schon deshalb schade ist, weil er von nun an weitgehend auch das Interesse an Marko verliert, der plausibelsten und psychologisch interessantesten Figur des Romans. Marko darf sich noch rasch in Franziska verlieben, eine von Iwans abgelegten Geliebten, und muss sich fortan mit der Rolle eines Assistenten bei Iwans Geldbeschaffungsmaßnahmen bescheiden. Die aber bestehen vor allem in der Inszenierung einer so doo-

fen wie dilettantischen Entführungsgeschichte, die wiederum – einen erfolglosen Banküberfall eingeschlossen – derart doof und dilettantisch ist, dass wir sie hier nicht nacherzählen wollen. Objekt und zum Teil auch Subjekt dieser Entführung jedenfalls ist Bettina, seit drei Jahren liiert mit einem reichen Münchner Antiquitätenhändler, der sie leider nicht heiraten will. Am Ende aber wird er sie, als Effekt dieser absurden Entführung, doch in eben dem Ständesamt ehelichen, in dem der Roman auch begonnen hat, und so läuft diese umständlich episodische, um Plausibilität nicht sonderlich bemühte Geschichte auf eine ins Münchnerische variierte atemlose Hugh-Grant-Hochzeit hinaus. Nur dass keine der Figuren die Statur von Hugh Grant hat.

Doch es gibt auch manches Hübsche und Milieusichere in diesem Buch. Muggenthaler hat – dies zeigen schon die dem Roman beigegebenen Fotografien – einen Sinn für detailgesättigte Genreszenen, und wenn er ein heruntergekommenes Landgasthaus beschreibt, dann glaubt man es förmlich riechen zu können. Auch seine kleinstädtischen Milieustudien sind präzise aufgenommen. Nur steht es schlecht um die erzählerische Ökonomie; die ohnehin kaum tragfähige Geschichte wird redundant erzählt und mit sie kaum vorantreibenden Episoden aus der Provinz ausgestattet. Hinzu kommen die stilistischen Mängel und erzählerischen Nachlässigkeiten des Buches, die den Leser verstört nach der Rolle des Lektorats fragen lassen. Es mag ja sein,



Johannes Muggenthaler: „Die letzte Trauung“. Roman.

Weidle Verlag, Bonn 2011. 270 S., geb., 21,-€.

das es immer mehr Leser gibt, die sich an Sätzen wie „sie hatte als weiblicher Lehrling in einem Fotoladen in der Kleinstadt gearbeitet“ oder „sie trug ein französisches Kostüm von Chanel“ nicht mehr stören, aber auch bei diesen Lesern dürfte die Toleranzschwelle überschritten sein, wenn der Erzähler ihnen von einer Figur mitteilt, sie habe „den lauten Fernseher“ eingeschaltet, obgleich sie „dem Fernsehen ... entwöhnt“ gewesen sei. „Ich bestehe auf Ihre Hilfe“, sagte Marko.“ Muggenthaler hätte dies seinem Lektor sagen sollen. ERNST OSTERKAMP

Damals in Jugoslawien

Erinnerungsprosa: Marica Bodrožić versinkt in Bildern

Nadeshda liebt Ilja. Das klingt einfach, ist es aber nicht. Es ist sogar höchst kompliziert und ohne die Einbeziehung der halben abendländischen Philosophie nicht zu erzählen. Und wenn der Roman einfach anfängt, nämlich mit Nadeshda, die mit unmöglich hohen Absätzen im Zug sitzt, um zu Ilja zu fahren, dann sollte man sich davon nicht täuschen lassen.

„Meine Geschichte ist wie jede Geschichte nur eine Möglichkeit von vielen, ins Ungewisse meiner Biographie zu gehen. Nichts bleibt, wie es ist. Das ist die Vergänglichkeit“, schreibt Nadeshda, die eigentlich ganz anders heißt, sich diesen Namen aber gab, „damit ich diese Geschichte erzählen kann“. Und darum geht es eigentlich: Um die Möglichkeit des Erzählens einer Geschichte und um die Frage, wer das ist, der da erzählt. Wir wissen nicht viel: Nadeshda war einmal Physikerin, wurde dann Schriftstellerin, studierte Bibelwissenschaften, lebte einmal in Paris, hat eine Freundin namens Arjeta, eine Atheistin aus Sarajevo. Nadeshda ist eine Sinnsucherin, deren innere Lücke sich vorübergehend mit ihrer Liebe zu Ilja füllt. Vorher waren es die Physikformeln gewesen, nun ist es die Sprache: „Ich fühle Buchstaben und betreite mit Sätzen die Plätze dieser Welt.“

Auf einem Kongress zum Thema „Kunst und Macht“ lernen sie sich kennen, Nadeshda und der „happily married man“, als der Ilja sich bezeichnet. „Das hier, das hat überhaupt keine Zukunft“, sagt Ilja schon zu Beginn, und dieser Satz begleitet die ganz und gar nicht perfekte Affäre die ganze Zeit über. Immer ist es Ilja, der das sagt, und es ist Nadeshda, die den Satz nicht glauben will, es muss so etwas wie Notwehr sein, eine Lüge womöglich. Aber der Satz stimmt. Ilja lügt nicht und verschweigt nichts. Es ist Nadeshda, die Ilja nichts vom gemeinsamen Sohn erzählt.

Das Suchen, das Verschweigen und das Erschaffen von Wortbildern ist es, das die Erzählweise des Buches prägt. Roman mag man diesen Roman kaum nennen, auch wenn es auf dem Buchumschlag steht. Einen Erzählfluss, eine Chronologie gibt es nicht, nur Fragen, Erinnerungen, einen Bewusstseinsstrom, der um den Geliebten kreist. Ein sehr in die Erzählerin versunkenes Erzählen, das Empfindungen nachspürt und Zustände in Bilder zu kleiden versucht. „Meine Anfälligkeit für Visionen“, heißt es, „hat sich ins Elementare verlegt.“

Doch die Anfälligkeit für bildhafte Symbolik überwuchert alles. Mal glücken diese Bilder, wenn sie unerwartet

und treffend sind, mal weniger, dann stammen sie aus dem Arsenal der allzu oft repetierten Traumsymbolik. Die Autorin Marica Bodrožić bedient sich häufig bei der Psychoanalytikerin Marica Bodrožić, und das tut dem Text nicht gut. „Das Lachen war für mich eine Brücke, immer ein Transitbereich, auf dem ich kurz unsichtbar werden konnte.“ – „Iljas Geheimnis verwandelte sich in eine Landschaft, zu der es mich magnetisch hinzog.“ – „Arjeta sagte, Poesie, das sei in solchen Umbruchzeiten manchmal wie verschimmeltes Brot.“ – „Ilja konnte mich damals wie ein Haus öffnen.“ „Ich stellte mir die Liebe als eine große körperlose Mutter vor.“ – Schließlich: „Die Liebe ist eine Axt.“

Ein Bild türmt die Erzählerin, die Schriftstellerin ist, auf das nächste, um die eigentlich einfache Geschichte um den verlassenen Geliebten zu erfassen. Seite um Seite geht es so weiter mit Sternen und Wundern und Gedanken, die „wie ein Mantel aufgeklopft“ werden, was der Sachlage aber auch keinen Mehrwert verleiht. Und schließlich die Libellen, die der Vater getötet und in einem Album gesammelt hat, der ein Kindermör-



Marica Bodrožić: „Das Gedächtnis der Libellen“. Roman.

Luchterhand Literaturverlag, München 2010. 256 S., geb., 19,99 €.

der war und zum Glück kaum anwesend. Er steht jedoch unbeschwertem Gedanken an Nadeshdas Kintheit im damals noch vereinten Jugoslawien im Weg, erst mit Hilfe von Arjeta gelingt ihr das Erinnern und mit Hilfe von Ilja, denn er war „der erste Mensch, der den Schlüssel zu den verstaubten Zimmern in meinem Erinnerungsarchiv besaß“.

Geradezu manisch breitet Nadeshda ihre Gedanken aus, bis sich die Bilder ändern, neue Bilder Einzug halten. Und schließlich alles benannt ist, was sie zu dem gemacht hat, was sie ist, nämlich Mutter, Vater, Tante, Heimat. Und der Geliebte natürlich. Wohin dieser metaphorisch vollmöblierte Erinnerungs- und Verarbeitungsaufwand führen soll, diese Frage lässt der Roman bis zum Schluss unbeantwortet. Er bleibt provozierend innerlich. ANDREA DIENER

Neue Sachbücher

Eine Art innere Gefangenschaft

Ist das Psychologie? Oder doch eher meditative Poesie? In seinem Buch „Mourir de dire la honte“ – die deutsche Übersetzung trägt den vergleichsweise groben Titel „Scham. Im Bann des Schweigens“ – greift der bekannte französische Psychiater Boris Cyrulnik ein weitreichendes Thema auf. Außerdem erfindet er eine besondere Sprache. Sie ist eigenartig langsam, auf leise Art ausdrucksvoll und vor allem: Sie vermeidet psychologisierende Klischees.

Cyrulnik ist Traumaforscher. Die seelische „Verletzung“, die man sich allzu leicht wie einen körperlichen Defekt vorstellt, fasst er jedoch von seiner sozialen Seite her auf: als Prozess der Beschämung und als eine Art innere Gefangenschaft. Eine unausgesprochene, weil unaussprechliche, die anderen zurückprallende Erfahrung gräbt sich ein. Dies zu verbergen errichtet eine Schwelle. Das Unausgesprochene quält so zweifach: weil man es nicht teilen kann, aber auch, weil die Scham zu Verheimlichungen zwingt. Die Kommunikation gerät in die Nähe der Lüge. Das Unausgesprochene wird „Einfluss auf unsere Beziehung haben, da ich die Worte, die ungesagt bleiben ... in meinem tiefsten Inneren unablässig wiederhole“. Ich sehe, wie die anderen mich sehen würden, würde ich reden. Und ich sehe, wie ich ihnen gegenüber erbärmlich manövrieren muss, um den Blick, den ich fürchte, zu meiden. Der Beschämte hasst sich dafür.

Mit seiner Theorie der Scham schlägt sich Cyrulnik auf die Seite der Sozialphilosophie und weist Modelle einer „Natur“ der Scham wie auch alle Kausaltheorien zurück. „Die Scham ist nicht durch eine Tatsache selbst begründet, sondern entsteht durch einen inneren Diskurs, der diese Tatsache beurteilt.“ Es geht also um ein kulturelles Gefühl, nicht um etwas, das aus Körper, Seele oder Hormonen käme. Wut oder Euphorie lassen sich durch Substanzen auslösen. Einen Stoff, der Scham zur Folge hat, gibt es hingegen nicht.

Das Gefühl bedarf der persönlichen Vorstellung, und es ist nicht nur von gesellschaftlichen Bewertungen abhängig, sondern auch von meinem ganz eigenen Erfahrungsleben: „In meinem eigenen unsichtbaren Theater inszeniere ich das, was ich nicht zu sagen vermag, weil ich große Angst habe, es könnte ausgesprochen werden.“ Wie bei Sartre ist es auch bei Cyrulnik der Blick des anderen – aber eben: der imaginierte Blick, das, was ich mir vorstelle, das der andere sieht – die Urszene der Scham. Hinzu kommt dann aber der Ruin der Sprache. Jemand höhlt sich aus, richtet ein imaginäres Gericht in sich ein, verschließt seine Scham „in einer Krypta von Ausdruckslosigkeit“.

Scham hat keine eigentliche Funktion. Auch das unterscheidet sie von anderen Gefühlen. Und sie ist steigerbar, denn sie ist auf sich selbst anwendbar: Scham ist gekoppelt mit der Enttäuschung von Erwartungen, die ich mit den anderen teile, aber nicht erfüllen kann, weshalb es nahe liegt, dass ich mich nicht nur für etwas schäme, sondern auch für meine Scham. Und dann dafür, dass ich auch dies sehe, aber, ohne die Schwelle zu übertreten, wiederum nichts ändern kann und so fort.

Mit anderen Worten: Die Enttäuschung über sich selbst ist Grund für Scham – und kann sich dann durch die Scham für die Scham verstärken. Vereinigung wird die Folge sein. Denn wer Scham empfindet, bringt Bitterkeit in eine Beziehung mit. Freilich sind die unterschiedlichsten Wendungen denkbar.

Ihre Bilder haben so etwas Gewisses

Isabel Kreitz erzählt mit einundfünfzig kurzen Comics Ereignisse, die die Deutschen bewegt haben

Beim Dumont-Verlag ist ein Comic erschienen. Aber er nennt sich „Bilderbuch“. Das ist nicht falsch, denn jeder Comic ist eine Art Bilderbuch, aber etwas irritierend ist die Titulierung schon. Zumal niemand Geringeres als Isabel Kreitz den Band gezeichnet hat. Die Hamburgerin dürfte mittlerweile zu den weltweit bekanntesten deutschen Zeichnerinnen zählen, nachdem ihr Comic „Die Sache mit Sorge“ Furore im Ausland, vor allem in Frankreich, gemacht hat. Darin erzählte Kreitz von dem Spion Richard Sorge, der 1941 den deutschen Angriffsplan auf die Sowjetunion an Moskau verraten hatte. Ein solcher historischer Stoff fasziniert natürlich überall.

In ihrem neuen Band, der einfach „Deutschland – Ein Bilderbuch“ heißt, sind die Themen wieder historisch, aber meist weniger spektakulär. Es geht etwa um die Abschaffung der Lebensmittelposten nach dem Krieg, um die Einführung der Fünftageswoche, um den Start des Farbfernsehens in Deutschland oder um Mathias Rust, dem es als erstem Privatmann gelang, mit dem Flugzeug auf dem Roten Platz zu landen. Es finden sich aber auch der Mauerbau, Thomas Manns Deutschlandbesuch in Ost und West 1949, die Einführung des Euro oder der Zusammenbruch von Lehman Brothers 2008 – sämtlich Ereignisse, die die Deutschen bewegt haben, einige eher harmlos, andere weltbewegend. Aber alle hat Isabel Kreitz auf einer einzigen Seite in eine kleine Geschichte gepackt.

Das ist eine Kunst, die noch größer wird dadurch, dass die Zeichnerin hier nicht als historische Chronistin auftritt, die einen Sachcomic erstellt, sondern als

Nicht die Abwertung als solche hat Kraft, sondern ihre Bedeutung zählt: Der französische Psychiater Boris Cyrulnik hat eine wohlthuend klischeefreie Phänomenologie des Schamgefühls verfasst.

An diesem Punkt ist Cyrulniks Phänomenologie der Scham mit Forschungen zur sogenannten „Resilienz“, zum Widerstand gegen Traumatisierung, verbunden. Erinnerung verlöscht nicht, insofern ist Scham nicht heilbar, aber man kann sie hinter sich lassen, und „Resilienzfaktoren“ sind Bedingungen, die hierfür Kraft und Rückhalt geben. Was also versetzt Menschen in die Lage, ein Trauma zu bewältigen, aus der Scham herauszutreten



Wenn ich mir vorstelle, was der andere sieht: Dem imaginierten fremden Blick entspricht der Habitus des Ausweichens.

Foto Laurence Mouton/Colourbox.com

Man kann die (eigene) Scham lieben, wenn sie der Rache dient, und man kann sie nutzen, um sich vom schlechten Gewissen zu befreien: Der Sohn reicher Eltern schämt sich der Eigentumswohnung, die sein Vater zum Studium ihm kaufte, während sein armer Mitstudent auf sein kleines Zimmer stolz sein kann, sich aber des Loches zwischen den Beinen seiner Hose schämt.

Scham und Schuld wiederum können zusammenkommen, aber sie lassen sich unterscheiden: Da der Schuldige sich etwas Greifbares vorwirft, leidet er an etwas Benennbarem und der Gedanke der Strafe schließt ein Gegenüber und Verständigung mit ein. Nur der Beschämte gleitet in die diffuse Bitterkeit bodenloser Selbstabwertung und in den Habitus des Ausweichens hinein. Wie viel Spielraum aber stets bleibt, zeigt sich daran, dass keinesfalls jeder, sondern nur jemand, den ich anerkenne, mich beschämen kann. Nicht die Abwertung als solche hat Kraft, sondern ihre Bedeutung zählt – wie auch nicht in den Schmerzen das Zerstörerische der Folter liegt, sondern in den Techniken der Beschämung, die sie mit dem Schmerz verknüpft. Für die Wirkungen sexualisierter Gewalt gilt das ebenso. Sexueller Missbrauch ist immer schlimm, aber wie nachhaltig er seine Opfer beschädigt, hängt von filigranen Bedingungen ab.

wie aus einem Erdloch? Cyrulnik unterscheidet Bedingungen, die ein Kind oder Erwachsener mitbringt, Bedingungen, die in der Form des beschämenden Erlebnisses liegen, und Bedingungen der sozialen Unterstützung danach. Zur Gruppe der zuerst genannten Bedingungen können körperliche Eigenschaften gehören, aber auch genetische „Tendenzen“, von denen in der Traumaforschung der letzten Jahre viel die Rede war, erhalten allen-



Boris Cyrulnik: „Scham“. Im Bann des Schweigens. Wenn Scham die Seele vergiftet.

Aus dem Französischen von Maria Buchwald und Andrea Alvermann. Präsenz Kunst & Buch Verlag, Hünfelden 2011. 248 S., geb., 22,95 €.

falls im Zusammenspiel ein gewisses Gewicht. Verletzungen sind Teil einer Geschichte. Cyrulnik nennt das „systemische Perspektive“: Wer schon vor einem Übergang mit Ängsten und Bindungsproblemen kämpfen muss, wird härter getrof-

fen werden als jemand, der Geborgenheit kennt. Emotionale Entblößung vor dem Täter, das Gefühl, aus Panik auf ihn eingegangen zu sein, bis hin zum Gefühl der Mitschuld reduziert die Resilienz – das macht den Schaden des Missbrauchs durch Eltern oder Lehrer so groß: Das Opfer empfindet sich als Verräter am Täter und als schuldig am Ruin der Beziehung, wenn es sein Schweigen bricht.

Hier drohen Teufelskreise, denn Opfer, die sich schuldig fühlen, ziehen neue Taten und neue Täter auf sich. In der sozialen Reaktion der Umgebung liegt die naheliegende große Chance, warten aber auch gesonderte Gefahren. Fehlende Unterstützung oder droht gar Stigmatisierung – gelten vergewaltigte Mädchen als „beschmutzt“, gelten eingeschüchterte Männer als ehelos – so reduziert das die Kraft, aus den Abgründen der schweigenden Beschämung herauszufinden.

Abschließend widmet sich Cyrulnik der Verzahnung von Scham und Stolz sowie kulturvergleichenden Überlegungen, die hier naheliegen: Die Herrschaft der Scham macht Gemeinschaften unfrei. Das wissen Frauen, deren Überleben vom Erweisen der Treue und Jungfräulichkeit abhängt, aber auch Männer, die in einen martialischen Ehrenkodex eingebunden sind. Insofern ist die Beschämung (die einen im Zweifel lieber den Tod als die Schande wählen lässt) ein sicheres Kennzeichen dafür, dass eine Kultur auf Hierarchien beruht.

Aber auch vollständige Schamlosigkeit führt in eine Pathologie. Wer sich gar nicht schämen kann, dem fehlt die Frage, wie die anderen mich sehen, völlig – und damit eine wichtige Außenperspektive, die das Individuum um der anderen willen Grenzen lehrt. Cyrulnik lässt hier eine Kulturkritik durchblicken, deren politische Stoßrichtung zu vage bleibt, um sie zu verstehen. In den „sozialen Isolationen“ des Westens fehlen Alternativen zur Familie, es droht eine Vernachlässigung der Kinder – so lautet eine Botschaft. In ärmeren Weltregionen wiederum produzieren Millionenstädte brutale Gewalt durch Clanwesen und Anomie, denn wer keine Chance hat, weiß das sehr wohl, und Gewalt ist ein Weg, Beschämung zu lindern. Auch hier sind die Kinder in Gefahr. Das Weitergeben von Werten würde ein „äußerst wichtiger Resilienzfaktor“ sein.

Cyrulnik legt seine Hoffnungen auf die Erziehung in der Schule. Als Kind russischer Juden hat er selbst die Deportation seiner Eltern nur knapp überlebt und wurde gerettet, weil seine französische Lehrerin ihn im Internat vor den NS-Besatzern versteckte. In Scham erwählt er das, vermeidet es jedoch, zum eigenen Leben explizite Parallelen zu ziehen. Gleichwohl strahlt das Vertrauen, das sein Text in die Macht der Sprache hineinlegt, auch dort noch etwas Ermutigendes aus, wo seine freundlichen, langsamen Erwägungen im Endeffekt dann doch eher ungenau bleiben.

„Wenn die Erzählungen sich verändern, wechselt die Scham das Lager“, heißt es an einer Stelle. Gemeint ist, dass der Beschämte, der für das Erinnern Worte hat, die sich aussprechen lassen, unter Umständen die anderen, seine Zuhörer, beschämt. Vielleicht gibt es also an der Schwelle des Schweigens eine Grenze der Präzision – welche Cyrolniks mäandernde, wiederholungsreiche Sprache nicht überschreiten möchte. Unverzeihlich sind allerdings gerade bei einem so fragilen Ineinander von Form und Inhalt die Schludrigkeiten, die der Verlag sich beim Lektorat und in der Übersetzung geleistet hat. PETRA GEHRING

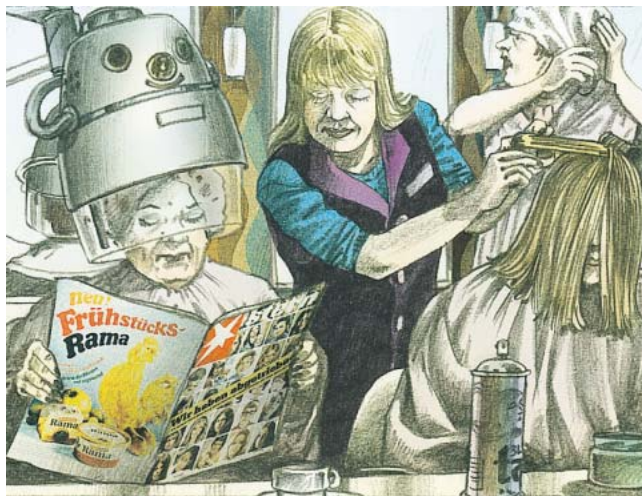


Abb. a. d. bespr. Band

Deutschland liest: Aus der Bildersgeschichte zur Ausgabe des „Stern“ vom 6. Juni 1971 mit dem Bekenntnis von 374 Frauen, abgetrieben und damit gegen den Paragraphen 218 verstoßen zu haben.



Isabel Kreitz: „Deutschland“. Ein Bilderbuch.

Dumont Verlag, Köln 2011. 112 S., Abb., geb., 19,99 €.